

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Freitag, den 30. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(40. Fortsetzung.)

„Sprich nicht so überhebend von ihr! Ich dulde das nicht!“ brauste Eugen auf — dann, sich zusammenfassend, setzte er ruhiger hinzu: „Jedenfalls hat sie Einsicht in deine Ehe genommen und war intelligent genug, sich ein Urteil zu bilden.“

„Schwerlich. Sie war einfach in Gabrielens Schönheit verliebt, und verliebte Leute haben kein gerechtes Urteil.“

„Du mußt doch selbst ein verliebter Gatte sein — deine Frau —“

„Ist sehr schön — zugegeben! Aber die Rolle des Verliebten hat mir nie besonders gelegen, es fehlt mir die Veranlassung dafür. So wie Gabriele jetzt ist, wirkt sie trotz ihrer unbestreitbaren Schönheit wie ein Bild ohne Gnade auf mich — humorlos, verstimmt, schweigsam —, was soll ich mit solch einer Frau?“

„So gib sie mir!“ rief Eugen leidenschaftlich und sprang auf. Auch Oskar erhob sich, es war, als ob seine Ruhe ihn verlassen wollte.

„Seid ihr zwei hinter meinem Rücken etwa schon einig geworden?“ fragte er, und seine Stimme schnitt scharf wie ein Messer.

„Oskar! Um Himmelswillen — wie kannst du denken — nicht ein Wort — nicht eine Silbe — Gabriele ahnt nicht — doch! Ahnen wird sie! Aber wie du von mir annehmen kannst — höre mich ruhig an — nur ein paar Minuten — eine kleine, kleine Weile nur — es hängt für mich alles davon ab!“

„Werde erst selber ruhig, ehe du weiter sprichst!“ sagte Oskar in überlegenem Tone.

Die Mahnung war notwendig, denn Eugen zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft, aus seinem Antlitz war jede Farbe gewichen, die Lippen zuckten ihm wie in verhaltenem Weinen.

„Ich will, will versuchen!“ Er sprach eine Weile nicht und atmete tief und seufzend. „Ach, Oskar, daß ich den richtigen Weg zu deinem Verständnis fände! Beim Andenken unserer Eltern, bei unserer gemeinsamen verlebten Kindheit, bei allem, was dir wertvoll und wichtig erscheint, bitte ich dich zunächst: Glaube mir! Glaube mir jedes Wort, das ich spreche! Es soll keine Unwahrheit über meine Lippen gehen, ich verspreche es dir!“

„Einer so feierlichen Beschwörung bedarf es gar nicht!“ meinte Oskar in seiner sachlich nüchternen Art. „Ich kenne dich schließlich gut genug, um gut zu wissen: ein Lügner bist du nie gewesen!“

„Nein, nie, und will es auch nie werden, sollte es auch um das Höchste gehen! Wie ich deine Frau zuerst sah, da war es natürlich ihre Schönheit, die auf mich wirkte, der Maler, der Künstler in mir kam zum Wort, meine Augen hatten ein Fest. Aber dann — wie sie sprach — wie sie sich gab — mein Gott, wie soll ich denn das schildern? Ich kann ja nicht, kann nicht. So, als ob meine Seele in einem tiefen Schlaf gelegen hätte und schlug mit einemmal die Augen auf und wurde wach! Ich bin kein Heiliger gewesen — ich war mehrmals stark verliebt, und einmal — in Kairo war's! —, da hatte ich ein Erlebnis, das mich gehörig durchrüttelte.“

Ich war dicht daran, mich fürs Leben zu binden, bis ich die Entdeckung machte, daß das Mädchen eine sehr zweifelhafte, nein, unzweifelhafte Vergangenheit hatte, daß es durch mehrere Hände gegangen und nicht wert war, unseren reinen, geachteten Namen zu tragen. Ich hatte gelitten damals, mehr aber in meinem Stolz als in meinem Gefühl, denn all das, was ich für Liebe nahm, das waren nur die Sinne gewesen, mein unbändiges Blut, das sein sogenanntes Recht verlangte. Wie ich sie nun sah, so rein, so holdselig, Kind und Weib zugleich, wie sie später Vertrauen zu mir faßte und mir von ihren Plänen sprach, rührend in ihrem Verlangen, zu nützen, helfend einzugreifen — auf die Knie hätte ich vor ihr sinken mögen! Nenn' es — nenn' es, wie du willst — ich war wie umgewandelt, ich hatte das eine Gefühl nur: der seligste Mensch auf Erden würde ich sein, könnte ich mir dieses Kleinod erringen! Aber sie war keine Frau, meines einzigen Bruders Frau, und wenn sie dich liebte, wenn sie mit dir glücklich war, so hatte ich meinem Empfinden Gewalt anzutun und zu schweigen!“

Oskar hatte sich wieder gesetzt; er war anscheinend ganz ruhig, nur seine Hände, die mechanisch mit der erloschenen Zigarre spielten, verrieten eine gewisse Nervosität.

„Nun — und? Du entdecktest, daß sie nicht glücklich war und gabst mir die Schuld daran — ist es nicht so?“

„Ich selbst entdeckte zunächst gar nichts. Du vergiftet, ich habe deine Frau seit eurer Hochzeit inzwischen überhaupt nicht wieder gesehen — absichtlich nicht wieder gesehen, so schwer mir das fiel. Allen Bitten unserer Mutter, allen Einladungen deinerseits setzte ich einen passiven Widerstand entgegen — ich wollte nicht wieder mit ihr zusammentreffen. Ich schützte meine Arbeit, ich schützte Reisen vor — unsere Mutter trankte, sorgte sich — ich blieb fest! Damals, vor zwei Jahren, hatte mir deine Frau von ihren Plänen, ihren Wünschen gesprochen. Ich, wie ich dich kannte, wußte bestimmt, du würdest niemals darauf eingehen. Unsere Mutter bestätigte mir das in ihren Briefen; es hatte keine direkte Aussprache, keine Beichte gegeben, als sie wochenlang bei euch in Berlin war, aber sie hatte gesehen, daß deine Frau in einem ihr aufgezwungenen Mühsiggang, in einer ihr vielfach unympathischen Umgebung lebte, daß sie unbefriedigt war. Das sagte mir viel, aber immer noch nicht genug — ich hätte selbst kommen, mich überzeugen müssen — das wollte ich nicht. Vergessen konnte ich nicht, so viele Mittel ich auch versuchte. Ich fing ein Verhältnis mit einer kleinen Münchnerin an; sie war ein liebes, lustiges, gelächtes Mädel, sehr hübsch, mir sehr zugetan. Ich wollte sie lieben, wollte es mit aller Gewalt. Es ging aber nicht. Intelligent, wie sie war, kam sie sehr bald dahinter, wie es um mich stand. „Du bist ja gar nicht bei mir! Dir steckt eine andere im Sinn, und um die zu vergessen, hast du mit mir angebandelt. Sag' nein, wenn du es kannst!“ Ich konnte es nicht, ich machte ein Ende. Dann kam Mutters plötzlicher Tod — er hat mich sehr hart angefaßt, mein Gefühlsleben war aufgewühlt — und nun sah ich sie, sah

niß warrens wieder und wußte: es gibt nur diese eine für mich auf der Welt. Entweder ich erringe sie mir oder ich bleibe einsam. Ich würde sehr darunter leiden, auch in meinem Schaffen, auch in meiner Kunst. Was ich in diesen zwei Jahren geschaffen habe, das sind ganz gute, tüchtige Porträts, aber es ist nichts Eigenes, Innerliches dabei. Ich bin noch jung, noch entwicklungs-fähig, ich habe mich nicht entwickelt, ich bin stehen geblieben. Zu wissenschaftlichen Arbeiten kann man sich, so schwer es auch ist, zwingen — in der Kunst ist das ausgeschlossen. Ich will nicht sagen, ich kann ohne sie nicht leben — das könnte ich — aber es ist nicht das, was ich wirkliches Leben nenne! Wenn aber du, der du sie zur Gattin hast, mir erklärtest, erklären würdest, du könntest ohne sie nicht bestehen, dann —

„Nun, was dann?“

„Dann hätte ich beiseite zu stehen und wäre in jedem Sinne ein unglücklicher Mann!“

Oskar furchte die Stirn und kniff die Lippen zusammen. Er sah seinem Bruder ins Gesicht, in dem es schwer arbeitete wie vor innerer Bewegung.

„Und nun — sie?“ kam es ihm langsam über die Lippen.

„Sie? Ich sagte dir schon, daß ich sie mit keinem Wort fragte, daß sie mit keinem Wort klagte. Aber in meinem Bild hat sie wohl gelesen, wie es um mich steht — und — und — es wollte mir scheinen —, daß sie nicht glücklich — daß sie vielleicht — vielleicht —“

In qualvoller Unruhe verstummte Eugen. Oskar stand auf, immer noch mit gefurchter Stirn, die Lippen herb zusammengezogen.

„Ich gehe sofort nach oben und spreche mit ihr. Unklare Situationen extrahiere ich nicht. Eine Frau, die nicht bei mir bleiben will, die sich bei mir unglücklich fühlt und einen anderen mir vorzieht — gleichviel, ob der andere mein Bruder ist oder nicht —, werde ich nicht halten. Das laß dir gesagt sein!“ Er schob den Stuhl beiseite, streifte seinen Bruder mit keinem Blick weiter und verließ das Zimmer.

Eugen blieb zurück. Er setzte sich wieder und stützte den Kopf in die Hand. Seltsam müde fühlte er sich — in allen Gliedern gleichsam wie zerschlagen. Die warme Sommerluft kam durch das offene Fenster gezogen und war milde und schmeichelnd um ihn her — dennoch fror ihn innerlich.

„Schicksalsstunde!“ klang es in ihm, wie ein starker, naher Glorionton, und immer wieder „Schicksalsstunde!“

XXI.

Unerwartet war Lydia Ewert in Wittenberge eingetroffen. Es war nicht die Nachricht von Frau Klars Tod, die sie zu dieser Reise veranlaßt hatte. So nahe hatte die Verstorbene ihr nicht gestanden — wer stand Lydia denn überhaupt nahe? Sie war gekommen, weil ihr ein glänzendes Angebot für Amerika gemacht worden war, aber ein längeres, bindendes, auf Jahre hinaus laufendes. Sie wollte mit Frau Olga und mit Peter besprechen, ob sie diese Offerte annehmen sollte.

Beide zeigten sich gleichermäßen darüber erstaunt. Es sah Lydia so gar nicht ähnlich, sich zu irgend einem Unternehmen, das sie allein betraf, die Zustimmung oder gar die Erlaubnis anderer auszubitten. Sie war schon als junges Mädchen, als halbes Kind außerordentlich selbständig gewesen — um wieviel mehr jetzt, da sie längst auf eigenen Füßen stand, ihre sämtlichen Angelegenheiten stets allein geordnet und es verschiedentlich betont hatte, daß sie es durchaus nicht liebe, wenn jemand ihr in die Karten sehe.

Frau Olga, die mit Lydia und Peter dicht am Meer auf dem hier sehr breiten, festen Strande einhertritt, sprach ihr Erstaunen aufrichtig aus; auch Peter stimmte ihr zu.

„Ja“, erwiderte Lydia mit dem ihr eigenen, ernsten Lächeln, während ihr Blick über die See hinslog, die heute eine flischengrüne Färbung zeigte, mit leichtem Schaumgefräusel in der Brandung. „das dachte ich mir, daß ihr euch wundern würdet, aber — ich scheide für Jahre — vielleicht gar für immer, wie es in einem bekannten englischen Piede heißt — da wollte ich doch

Abschied nehmen. Vielleicht, wenn es mir gefällt, bleibe ich ganz drüben — vielleicht auch gehe ich überhaupt nicht hinüber — ich weiß noch nicht — jedenfalls wollte ich euch gesprochen haben, ehe ich mich entscheide.“

„Und wann mußt du dich entscheiden?“ fragte Peter.

„Ein „Muß“ gibt es nicht bei mir!“ sagte Lydia hochmütig. „Der Impresario wollte mir nur ein paar Tage Frist geben — ich habe eine Woche daraus gemacht. Da ihm sehr viel daran liegt, mich zu gewinnen, hat er sich flüßen müssen.“

Es kam eine Frau aus dem Dorfe den Wanderern entgegen: sie habe die Gnädige im Herrenhause aufgesucht, man habe sie hierher an den Strand geschickt. Ob gnädige Frau ein paar Minuten Zeit für sie habe — es handle sich um ihre Tochter Paula, die einen Dienst in der Stadt angenommen und ihr, der Mutter, einen ganz sonderbaren Brief geschrieben habe. Ob Frau Burkardt wohl so gut sein wollte, den Brief zu lesen und ihre Meinung darüber zu sagen. Die beiden Frauen blieben zurück, Lydia und Peter setzten langsam ihren Weg am Strande fort.

„Du wirst viele neue, interessante Eindrücke drüben gewinnen, Lydia“, begann Peter.

„Ach!“ machte sie gleichgültig — gleich darauf setzte sie hinzu: „Das schon! Aber die Hauptsache ist mir: ich rechne darauf, dort ein weites Feld für meine Kunst zu finden.“

Fortsetzung folgt.

Stiläuser in Not.

Nach einem Erlebnis von Heinz Harras.

„Wir müssen“, sagte mein kleiner Freund Belsens mit besonderer Betonung, „wenn du kneifst, fahre ich eben allein.“

Von „kneifen“ konnte allerdings bei mir keine Rede sein; ich wollte lediglich die „große Fahrt“ um einige Tage verschieben, wollte bessere Schnee- und Wetterverhältnisse abwarten. Das Barometer war seit gestern abend ganz bedenklich gesunken und das prachtvolle Frostwetter der letzten Woche hatte einem tiefen Nebel weichen müssen. Die herrliche Schwarzwaldlandschaft war verschwunden; ein dumpfer Schleier lag über den benachbarten Hängen; den Hochwald mit seinen himmelanreißenden Tannen und seinen Schneemärdchen konnte man hinter der grauen Wand nur ahnen. Ein derartiger Wetterzustand war im Schwarzwald verhältnismäßig selten und dauerte gewöhnlich nur wenige Tage. Der Stilport ist an solchen Tagen nicht gerade ein besonderes Vergnügen; der Schnee „papp“, und man kann nur an den sogenannten Übungshängen, die infolge ihrer ständigen Benutzung fast einer Eisbahn gleichen, mit einem ziemlich mäßigen „Sport“ den Tag verbringen.

„Du kennst mich nun seit einigen Jahren und weißt, daß ich vor keinem Wetter zurückschrecke“, sagte ich zu Belsens. „Ich halte es jedoch für sinnlos, uns die beabsichtigte Tour durch ein Wetter verderben zu lassen, in dem wir alle fünf Minuten den Schnee unter den Brettern abkratzen müssen. Wir wollen zu Münz telefonieren und ihn fragen, was er von der Fahrt hält.“ Dr. Münz wohnte in Gurtwangen und war mit uns seit einigen Jahren befreundet. Er wollte uns mit seiner jungen Frau am folgenden Morgen am Wirtshaus „Alte Ede“ treffen, und von dort aus sollte die Fahrt gemeinsam gemacht werden.

„Unfinn“, betonte Belsens. „So lange Münz nicht anruft, bleibt es bei unserer Verabredung. Weshalb sollen wir die Fahrt ablagen?“

Sprach's und fuhr zum Hotel zurück, da es bereits dunkelte; na, mir war es ja schließlich gleich, ob wir morgen fahren oder nicht. Vielleicht konnte bis dahin ja auch der Wettergott wieder ein freundliches Gesicht aniaen. Ich fuhr also ebenfalls zum Hotel zurück.

Der Portier hatte mich rechtzeitig gewarnt: im nächsten Augenblick stand ich am Fenster. Ein klarer Himmel stand über dem noch in stiller Ruhe daliegenden Schönwald. Im voraus sah ich schon das überlegene lächelnde Gesicht Belsens vor mir. Er war ein treuer Kerl, und in der Gefahr konnte man sich auf ihn verlassen; nur war sein Dickschädel manchmal etwas lästig. Nach Verlauf einer halben Stunde schallten wir unsere sauber gewachsenen Bretter an, die uns schon lange Jahre treu und sicher durch manche Gefahr getragen hatten. Nach der Begrüßung blinzelte mich Belsens an und zeigte schmunzelnd zum Himmel. „Gott sei Dank“, sagte ich nur, und mit einem fröhlichen „Stil-Heil!“ luden wir los.

In schneller Fahrt trugen uns die Stier in der Richtung Eised. Während wir im Tal noch ab und zu in leichte Nebelschwaden eingehüllt waren, brachte uns die Höhe des Rückens klare Winterluft; zu leben war noch nicht viel, da es noch so dunkel war. Nach wenigen Minuten nahm uns der Hochwald auf. Hier war es fast noch vollständig finstern.

und es hieß langsamer und vorsichtiger fahren. Gefährlich konnte ja auf diesem abwechselnd leicht fallenden und steigenden Waldweg ein Sturz nicht werden. Aber wir erwarteten — Damengestalt, und in diesem Falle ist es für einen geübten Stifahrer immer ein peinliches Gefühl, die verästelten Zeichen eines auch nur harmlosen Sturzes an sich zu tragen. In etwa einstündiger Fahrt ging es nun ununterbrochen durch die in ihrem Winterschlaf träumende Tannenwelt. Außer dem harten Knirschen der leicht dahingleitenden Skier unterbrach kein Laut die majestätische Stille. Die menschliche Sprache wäre eine Entweihung dieser Naturpracht gewesen. Mehr oder weniger grobe Schneisen, über die wir schattenhaft dahinschlitten, hellten bereits auf, dunkelblauer Himmel grünte uns flüchtig. In den Tannen silberte es allmählich.

Die letzten paar hundert Meter ging es stetig bergan. Als wir dann endlich aus dem Wald heraustauchten, bot sich uns ein charakteristisches Bild des Hochschwarzwaldes. Wir fuhren am Rande einer mächtigen Schlucht hin; weltverloren schielte in der Tiefe ein einsames Gehöft. Es mochte ein Sägewerk sein; das Mühlrad ruhte; nur eine schmale Linie zeichnete den Lauf des Gebirgsbaches. Noch träumte das winzige Leben dieser Einsamkeit. Vom Sonnenberg drüben mußte die Sonne kommen; noch nicht. Ein violetter Schimmer am Horizont kündigte jedoch ihr Erscheinen in nicht allzu langer Zeit.

Hohes Schneewehen verlangsamte unser Fortkommen auf der unberührten, jungfräulichen Schneedecke. Jetzt zur Schlucht! Ein kurzes, ruhiges Aufatmen, ein Straffen aller Muskeln, und dann eine unheimliche, lautende Fahrt in die Tiefe. Bis zum Leib spritzte der aufwirbelnde Schneegilch. Jenseits des Baches, über den uns die Bretter noch fliegend hinwegtrugen, standen wir; noch zitterten die Kniekehlen von den Erschütterungen der Fahrt. Da heißt's, die Gewalt über die Nerven und die Bretter behalten, sonst geht's leicht losrüber. Und das ist nicht immer angenehm. Das Erkrüppeln der jenseitigen Schluchthänge war eine langwierige Arbeit, teils im Treppen-, teils im Grätschschritt. Auf der Höhe tauchten wir bald wieder im Wald unter.

Nun ging die Fahrt erheblich schneller; nach etwa 20 Minuten waren wir wieder im Freien. Als wir noch zwischen den letzten Bäumen hindurchschlitten, blendete uns ein feuriger Schein. In diesem Augenblick tauchte über dem Sonnenberg die Sonne in ihrer vollen Pracht auf. Wir hatten große Strecken baumfreier Schneefelder vor uns liegen, und diese Silberflächen lohten auf in der roten, süngelnden Glut, die ganze Welt hier ein einziges Glühgitter und Gleiches, das uns unwillkürlich zu stehen zwang; dazu die unbegreiflichen, bizarren Hüllen eines überlarten Raubtreifs, man hätte meinen sollen, die Natur wolle uns für einen Augenblick mit ihrer Pracht erdrücken. Im nächsten Augenblick war die Szene verändert; ruhiger wurde das Rot, das Zittern erlosch, ein rosiges Rauch schen ausgesbreitet über dem Weiß der Erde. Nachdem sich unsere Augen an den Glanz gewöhnt hatten, glitten wir weiter, immer noch ohne ein Wort gewechselt zu haben. Angesichts dieser Herrlichkeit hatten sich Naturfreunde nichts zu sagen, und den Weg kannten wir genau. Der führte uns jetzt eine kurze, steile Halbe hinab; von hier sahen wir bereits in der Ferne die mit ihrem hohen Schneefleisch bedeckten Dächer von „Alte Ede“. Eine ruhige, aber stetige Abfahrt brachte uns schnell unserem vorläufigen Ziel näher, wo uns plötzlich unsere Freunde mit einem lauten „Sti-Heill!“ empfingen. Die Bretter hatten ihre erste Ruhepause, und der schon bereitgestellte gute Kaffee mundete uns vortrefflich. Immerhin hatten wir schon über zwei Stunden Fahrt hinter uns.

Nach kurzer Zeit standen wir wieder auf den Brettern. Die Fahrt ging nunmehr weiter durchs Hintertal, über Gutenbach, langs des Simmel-Berges mit seinen wunderbar geklüfteten Hängen auf Gutenhof zu, wo wir kurz nach Mittag anlangten. Die herrliche Fahrt durch den weißen Schwarzwald war bis jetzt ohne jeden Zwischenfall verlaufen. Doch mußten wir hier erfahren, daß Dr. Müns und dessen Frau die Fahrt in dem vorgeschriebenen Umfang nicht mitmachen konnten. Müns hatte am Tage vorher einen verhältnismäßig harmlosen Sturz getan, fühlte aber nach der heutigen Anstrengung doch derartig starke Schmerzen, daß wir die Umkehr der Herrschaften auf kürzestem Wege für ratsam hielten. Mein Freund und ich jedoch wollten allein die Fahrt weiter machen. Es war ja ein strahlender Wintertag, und deshalb brauchten wir so leicht keine Befürchtungen zu hegen.

Eine Mittagspause konnten wir nicht einlegen, da die schwierigste Strecke noch vor uns lag. Vorläufig hatten wir gute Fahrt, wenn auch die Geschwindigkeit infolge der Wärme der Mittagssonne etwas nachließ. Diesen Verlust konnten wir aber voraussichtlich spielend wettmachen, wenn die Wirkung der Sonnenstrahlen nach einigen Stunden abflauen würde.

Doch es sollte ganz anders kommen!

Als wir uns gegen 4 Uhr dem Hornkopf näherten — wir hatten seit etwa zwei Stunden die Hälfte des Weges hinter uns liegen —, war plötzlich die Sonne verschwunden, Nebel kam auf, und ein ganz respektabler Wind pfliff uns um die Ohren. Wir waren jetzt in schwierigstem Gelände und mußten unser Hauptaugenmerk darauf richten, den Hornbach zu erreichen, der durch die Täler zwischen Hornkopf und Hornbühl dahinströmt und bei Ibendorfse in die Gutach mündet. Wir tiehen auch glücklich auf den Hornbach in der Nähe seiner Quelle. In einer Viertelstunde wäre uns das wohl kaum noch geglückt; denn jetzt wurde mit jeder Minute der Nebel dichter, der Sturm stärker. Ber-

gehens hatten wir auf einen schönen Sonnenuntergang gehofft; wäre das Wetter klar geblieben, so hätten wir um die jetzige Zeit das prächtige Schauspiel genießen können, wie der goldene Ball allmählich sinkt, wie neben dem lachenden Orange auf den schneeigen Hängen das dunkelste Schattenviolett reflektiert, und der Abendstern aus leuchtender Ferne zu leuchten beginnt. Statt dessen tauchten wir in graue Nebelmassen unter.

Während wir noch überlegten, ob wir unseren Weg über Neuenweg durch das Griesbachtal abfürzen sollten, wurde es plötzlich wieder lichter um uns. Der Nebel schien also nur um die Höhen herum gelagert zu sein. Das Gutachtal war vollständig nebelfrei, so daß wir wieder etliche hundert Meter weit sehen konnten. Sollten wir jetzt in der beginnenden Dunkelheit den Weg durch das schmale Ibschbachtal über das verrufene Obered nehmen? Ja war diese Strecke bereits einmal bei Tage gefahren und wußte, wie gefährlich hier mancher Abhang im Dunkel sein mußte. Selbst dem Draufgänger Hellens schienen Bedenken aufzusteigen. Da erscheint an der vor uns liegenden Wegkreuzung vom Ibschbachtal her ein Bauer, den wir fragten, wie die Sichtverhältnisse auf der Höhe seien. Der Bauer kam jedoch leider nicht von der Höhe, behauptete aber, vor etwa fünf Minuten seien ihm drei Stifahrer begegnet, die ebenfalls über Obered bis nach Triberg gewollt hätten. Da wir hoffen konnten, diese Fahrer bald einzuholen, fuhren auch wir das Ibschbachtal hinauf. Allerdings galt es nun für uns eine äußerst anstrengende Fahrt mit weit ausholenden Brettern; denn wir mußten uns lassen, daß unsere Vorgänger wegen der vorgeschrittenen Zeit ein schnelles Tempo einhalten würden.

Kurz darauf sahen wir auf unserem Weg eine frische Spur, die von den drei Fahrern herrühren mußte. Wir folgten ihr etwa eine Stunde, bis wir östlich vom Hüllkopf wieder im Nebel eintauchten. Noch immer keine Stifahrer zu sehen, obwohl wir die frische Spur vor uns hatten und nur wenige Minuten voneinander entfernt sein konnten. Die Augen konnten uns nicht mehr helfen; aber auch unsere wiederholten Rufe drangen durch den immer dichter werdenden Nebel nicht durch und blieben unbeantwortet. Nach einer weiteren halben Stunde war auch die Dunkelheit so weit vorgeschritten, daß wir höchstens noch fünf bis zehn Meter weit sehen konnten. Auch jetzt blieb unser Ruf unbeantwortet, die Spur war inzwischen verschwunden. Unsere Fahrt wurde jetzt ganz erheblich langsamer, es war nur noch ein Gehen. Seit einiger Zeit umheulte uns der Sturm wieder stärker; und nun fing es auch noch an zu schneien. Immer dichter jagten die Floden daher, immer stärker peitschte uns der Sturm die Schneemassen in die Augen. Kein Wort wurde zwischen uns gewechselt; nur deutete ab und zu ein Arm die zweifelhafte Richtung an. Den schneeigen Wald zu berühren, scheuten wir uns, weil wir hier vielleicht im Kreise gelaufen wären. Und wenn wir uns jetzt verließen, waren wir so gut wie verloren.

Die Anforderungen, die an unsere müden Körper gestellt wurden, gingen fast über unsere Kraft. Es schien uns, als wüte der Sturm schon Stundenlang. Hier und dort zeichneten sich einzelne Tannen oder auch eine Walbede zu unseren Seiten. Dann war wohl der dahinjagende Sturm auf Setzpendelänge zerrissen; ein Augenblick wurde uns Zeit zum Verhaufeln gewährt; dann feste das Heulen wieder mit irren Sprüngen ein, blieb in den breiten Gangarmen der Tannen hängen und verkroch sich wimmernd im dichten Geäst. Schritt für Schritt brachen wir tief in die loseren Schneewehen ein, und mit stoßendem Atem brachten wir uns nur mühsam auf den von nachbrechendem Schnee schwer belasteten Brettern voran. Da endlich, als wir uns auf der Höhe von Obered glaubten, hörte der Schneefall läch auf, auch die Nebelwand war durch den Sturm zerrissen. Dieser aber wurde hier oben womöglich noch schlimmer. Immerhin konnten wir jetzt einen Umkreis von etwa 50 Meter überblicken. Weiter reichte unser Auge trotz der schimmernenden Schneedecke nicht. Wo wir uns befanden, konnte ich allerdings mit dem besten Willen nicht feststellen. Wir waren natürlich in dem Schneegestöber aus der Richtung gekommen; trotzdem war unsere Stimmung jetzt wieder gehobener. In der nächsten Walbede gönnten wir uns einige Minuten Erholung; nachdem wir uns die Schneemassen vom Körper geschüttelt hatten, stellten wir fest, daß es 9 Uhr vorbei war! Ob wir noch vor Mitternacht zu Hause sein würden?

Wenn wir auch wegen der Dunkelheit die Skier nicht voll ausnützen konnten, so ging es jetzt doch wieder erheblich schneller vorwärts. Zudem mußte man doch auch bald in eine mir bekannte Gegend kommen. Wir tiehen auf einen dünnen Wasserlauf, der, nach der Richtung zu schließen, in den Griesbach münden konnte. Ich schlug meinem Freunde vor, diesem Wasserlauf zu folgen. Nun nahm uns für eine knappe halbe Stunde der Wald wieder auf, und als wir diesen im Rücken hatten, glaubten wir, daß sich vor uns ein Tal öffne. Leider sollten wir beide die Talsohle so schnell nicht erreichen. Der Übergang von der Höhe zum Tal bestand aus größten Teil aus kurzen, sehr steilen Hängen. Diese konnten wir unmöglich in gerader Richtung nehmen; denn trotz des tiefen Schnees wäre die Fahrt rasend schnell geworden, weil uns der Sturm jetzt im Rücken lag. Selbst eine Fahrt schräg an den Hängen hinunter konnte gefährlich werden, weil wir nicht wußten, welches mehr oder weniger angenehme Hindernis die Tiefe bergen konnte. Mein Freund sollte meiner Spur folgen. Ich weiß nun heute noch nicht, wie ich dazu gekommen bin, in der gefährlichen Dunkelheit die schräge Richtung zu verlassen. Vielleicht war

es der Wunsch, mal wieder zu "fahren" nach all den Strapazen des Tages. Genug, ich befand mich plötzlich in heiler, lauender Fahrt. Dann lebe ich vor mir eine Masse aus der Schneedecke auftauchend; während ich mich zum ungewissen Sprunge bücke, erkenne ich noch, daß es sich um eine Anzahl schwerer Baumstämme handelt. Im nächsten Augenblick liege ich durch die Luft und komme wieder zu mir, als jemand meinen Namen schreit. Ich arbeite mich prustend aus der tiefen Schneedecke heraus und fühle im Aufstehen, daß meine Glieder bei dem Sturz heil geblieben waren. Auch die Bretter waren intakt. Da hörte ich wieder den Ruf und sah, daß mein Freund zwischen den Stämmen lag. Ich wühlte mich hastig mit den Beinen durch den meter tiefen Schnee und hatte das niederdrückende Gefühl, daß mein Gesicht nun ein schweres Anglied verschuldet habe. Dieses Gefühl fand ich sofort bestätigt, als ich in das schmerzverzerrte Gesicht des Freundes schaute. Er stöhnte nur: "Das linke Bein." Dieses war mitsamt dem zerplitterten Stütz zwischen den Stämmen eingeklemmt und gebrochen. Nach vieler Mühe gelang es, das verletzte Bein frei zu bekommen. Dann lagte ich Hakens, daß ich an dem Unfall die Schuld trüge und.

"Nein", entgegnete er, "durch deinen Sprung sah ich das Hindernis früher als du und hätte ausweichen können; aber ich wollte gleichfalls springen, ließ mich aber im letzten Augenblick hinfallen. Die Wucht der Abfahrt war jedoch so stark, daß ich durch den Schnee weiter schoß und mich zwischen den Stämmen wiederfand. Ich habe also mein Beck selbst verschuldet."

Offen gesagt, fiel mir bei diesen Worten eine Zentnerlast vom Herzen.

Wir kamen dann überein, daß ich mit größter Beschleunigung versuchen sollte, Hilfe herbeizuholen. Der Freund mußte sich so lange auf den nach Möglichkeit vom Schnee befreiten Stämmen gebulden. Es war ein Glück für uns, daß meine Stier heil geblieben waren, sonst hätte Hakens Stundenlang an dem eiskalten Gang liegen müssen. Natürlich mußte ich mit der äußersten Vorsicht fahren, denn wenn auch mir oder meinen Brettern etwas zutief...

Ich hatte bald den mutmaßlichen Talarund erreicht, kannte aber hier nicht Weg noch Steg. Die vielleicht vorhandenen Wege waren durch die Schneemassen derart eingedeckt, daß sie nicht im geringsten zu erkennen waren. Weil mir nun meine sonst so klaren Augen bei dieser Dunkelheit die Spuren einer menschlichen Ansiedlung nur durch Zufall hätten verraten können — welches Bauernhaus hätte um diese Zeit noch Licht gehabt? — mußte ich mich aufs Rufen verlassen. So stieß ich denn jede Minute hellende Hilfschreie in die Nacht hinaus. Etwa eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als ich in der Ferne Hundebell hörte. Ich atmete auf und fuhr mit aller Kraft in dieser Richtung los; schon nach wenigen Minuten wiederholte sich das Gebell auf meinen nochmaligen Ruf in meiner Nähe, und nach einer kleinen Schwentung lagen zwei Gehöfte vor mir. Dann pochte ich schon mit den Fäusten gegen die Tür des nächstgelegenen. Gleich darauf erschien am Fenster ein Mann, der in mürrischem Ton fragte, was los sei. Ich entschuldigte die Störung, schilderte unsere Lage und bat dringend um Hilfe für meinen Freund. Der Alte nickte nur. Hilfsleistung war hier selbstverständlich. Nach einiger Zeit, die mir in meiner Unschuld endlos erschien, war ich auf dem Rückweg, vier wadere Männer mit einer provisorischen Tragbahre neben mir; ein vierzehnjähriger Junge war bereits auf dem stundenweiten Weg nach Furtwangen, um den Arzt zu rufen. Der brave Kerl, wie flog er mit seinen einfachen Skiern über den Schnee!

Ich hatte von den Männern inzwischen erfahren, daß wir uns in der Nähe von Marxhof befanden, also waren wir ziemlich weit verschlagen. Unterhalb der Anstaltsstelle mußten die vier Männer ihre Stier ablegen; ich rief schon von weitem Hakens zu, daß Hilfe im Anzug sei. Sein freudiges Gesicht, mit dem er mich trotz seiner Schmerzen empfing, machte auch mich wieder froher, denn in meinem Innern war ich mir doch über meinen Anteil an dem Unglück im klaren. Der Transport des Verletzten bis zum Talarund stellte an die Männer die größten Anforderungen. Konnten sie sich doch durch die bis zur Hüfte reichenden Schneemassen nur mit Mühe durcharbeiten. Unten ging es dann mit den Skiern wieder besser. In dem Gehöft war bis zu unserer Rückkehr ein gutes Lager für Hakens und mich zurecht gemacht. Einige Gläser Kirchwasser und ein kräftiges Mahl ließen uns wieder aufleben. Die energische Hausfrau hatte sofort mit den erforderlichen Bedingungen meinen Freund in Behandlung genommen und wich nicht von dessen Seite. Trotz meines Sträubens nötigte sie mich sofort zum Schlafen; da ich dem armen Hakens keine bessere Pflegerin wünschen konnte, legte ich mich auch nieder und war in der gleichen Minute eingeschlafen.

In der Frühe kam der Arzt, der noch in der Nacht aufgedrungen war, im Schlitten an und rentte die Knochen meines Freundes wieder zusammen. Im Laufe des Vormittags wurde dann Hakens wohlverpackt vom Arzt mitgenommen und in das Krankenhaus Furtwangen verbracht. Mit den herzlichsten Dankesworten verabschiedeten wir uns von den hilfsbereiten, gastfreundlichen Schwarzwäldern und seit dieser Zeit verbringen wir jedes Jahr einige gemüthliche Stunden in ihrem Kreise, während draußen der weiße Schwarzwald träumt oder auch deutender Schneesturm gefahrdrohend über die Tannen jagt.

Neue Bücher

* „Hans Hühnchens Feierabend“. Eine Geschichte aus unserer Zeit von Geora Asmussen. 212 Seiten 8°. (Verlag von Geora Westermann, Braunschweig.) Am Schlusse seines „Leberecht Hühnchen“ berichtet Heinrich Seidel, daß des alten Leberecht Sohn Hans sein geliebtes „Feuerlein“ heimgeführt und eine Anstellung auf einem Hüttenwerk Westfalens gefunden habe. Sein Berufsgenosse Geora Asmussen nimmt diesen Faden auf. Er erzählt, daß Hans Hühnchen inzwischen in die Jahre gekommen ist, wo das Sehnen nach wird, aus dem Hasten der Industrie heraus und zur wohlverdienten Ruhe zu kommen. Wohl natürlich — denn in Hans Hühnchen steckt jene Weichheit deutschen Gemüths, die mit der Liebe zur Natur und mit der Freude an ihren Wundern Hand in Hand geht. Es ist viel über das „Los der Alten“ geschrieben worden in unserer Zeit. Aber dieses Lebensbild überwindet doch die Bitterkeit, die bei solchen Schilderungen sonst aufzutauchen muß. Welt- und Lebensanschauungen, die dem alten Leberecht die Mikaelische Klein, die beschiedenen Genüsse köstlich erscheinen ließen, liegen auch seinem Sohne im Blut. Seine Lebenskunst ist: Arbeiten und bei wenigem froh sein! Es muß von solcher Denkweise ein auf Teil in einem Dichter steden, um diese Lebensanschauung in so fesselnder und lebendiger Weise zum Ausdruck zu bringen, wie das in „Hans Hühnchens Feierabend“ geschehen ist. So kann das Buch als vollwertige Fortsetzung von Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen“ gelten.

* Viktor Auburtin: „Nach Delphi“. Reisebilder aus Griechenland. (Verlag von Albert Langen in München.) Eine Fahrt in das gelobte Land der deutschen Seele, ins Griechentum, aber, weiß Gott, ein bißchen anders, als so die üblichen Enttäuschungen und Begeisterungen schriftstellerscher Vögel... Keine „empfindsame Reise“, oder doch eine, aber nur für empfindliche Herzen so erkennbar? Außerlich — Haggada, Sterblich, weltlich, ohne jedes Pathos, lieber zu wenig als zu viel sagend, und doch oft so viel sagend, wenn er wenig sagt, dieser Viktor Auburtin! Ein Buch, bei dem man oft herzlich und plötzlich lachen kann; Auburtin versteht es, einem unversehens in die witzigste Ausdeutung zu verfallen, ein Buch, bei dem einem schon sehnlichst wird, sich auch einmal, ganz tief allein ins Geirup lang zu legen und auf die Sprache der Kataklysmen Quelle zu lauschen, bis man an der warmen Brust von Hellas einschlüft. — Ein Buch für Feinschmecker, für empfindliche Herzen und Sinne.

* „Otto Brahm“. Briefe und Erinnerungen, mitgeteilt von Geora Hirschfeld. (Verlag von Geora Stille in Berlin.) Ein Otto-Brahm-Buch, das einer seiner nächsten Freunde und Mitkämpfer, Geora Hirschfeld, dem allzu früh dahingegangenen Direktor des Lessing-Theaters, aus 20-jähriger Freundschaft heraus gewidmet hat. Eine einleitende Würdigung der Persönlichkeit Brahms gibt dem Buche sein Gepräge. Geora Hirschfeld schrieb sie aus des Dichters Miterleben, aus des Freundes Dankbarkeit. In die Briefe sind erläuternde Übergänge eingeflochten. Eine Schilderung des Todes, den der Einsame sterben mußte, bildet den ergreifenden Abschluß. Es ist ein Buch der Freundschaft, der Güte und Natürlichkeit, des Ernstes und des Witzes, das hineinleuchtet wird in den eckeligen Materialismus unserer Tage.

* Anton Hedler: „Die Kunst des Phidias“. Mit 54 Abbildungen. (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.) Während die Meister der neueren Kunstgeschichte in unzähligen Monographien behandelt wurden, so daß sie als scharf umrissene Persönlichkeiten vor uns stehen, fehlt es an Einzeldarstellungen der großen Künstler des klassischen Altertums fast ganz. Allerdings sind ihre Gestalten bedeutend weniger greifbar als etwa die der Renaissance, ihr Leben kennen wir nur in der Form fragwürdiger Anekdoten und Historien, und ihr Werk ist in trümmerhaftem Zustand auf uns gekommen. Auch der Name Phidias, jedem Gebildeten geläufig, blieb eben nur ein Name. Da ist es gewiß ein Verdienst, wenn Hedler ein auf weitere Leserkreise berechnetes Buch veröffentlicht, was den Versuch macht, auf Grund der Forschungsergebnisse dem großen Namen aus dem goldenen Zeitalter des Perikles Farbe und Umrisse zu verleihen. Seine Ausführungen gehen nicht aerade tief und bringen nichts Eigenes, empfehlen sich aber durch einen klaren und flüssigen Stil. An Hand vorzüglicher Abbildungen werden die Goldfassenstatuen, die den Ruhm des Phidias begründeten, die Athena Lemnia und die über alle Beschreibung herrlichen Stulpturen des Parthenon einaehend gewürdigt. Daß die letzteren, die bekannten „Elgin marbles“ des Britischen Museums, dem Meister durchaus nicht so sicher zugesprochen werden können, wie es früher geschah, und daß hier auch jüngere Bildhauer, wie Alkamenes angedeutet werden müssen, frage kommen, hätte wenigstens angedeutet werden müssen. Abgesehen behandelt der Verfasser den Parthenon darsinnig als ein Neutrum, was auf seine griechischen Sprachkenntnisse kein günstiges Licht wirft. W. W.